

BUDAPEST.

Budapester Stimmungen.

Von Irma v. Höfer.

Stadtgang.

Budapest. Diese Stadt wirkt wie ein schönes Weib, das uns in seinen Bann zieht, ehe wir noch seine Seele ergründet. Ihr Reiz ist so groß, daß sie uns im Rausche der Minute fesselt. Hier geht man nicht forschend den Spuren der Vergangenheit nach, ersehnt man nicht die Zukunft, die dieses oder jenes verspricht. Budapest ist die Stadt der Gegenwart. Als hätte sich der Traum eines Volkes über Nacht erfüllt, als sei es, durch Zauberkraft einem einzigen Willen, einem einzigen Gedanken folgend, in eine Landschaft hineingesetzt worden, die vom Beginn der Dinge dazu bestimmt gewesen, eine Königsstadt zu umrahmen.

Wir schlendern über den Kai. Die Sonne gleißt auf den spiegelnden Wellen der Donau. Frühlingsluft liegt wie ein verheißender Schleier über dem Bloßberg. Und die Königsburg — nie ist sie uns so schön erschienen als jetzt —, vom Widerschein des wolkenlosen Himmels verklärt, gebieterisch über der Donau thronend und doch so harmonisch den schroffen Felsen verbunden, lieblich bekränzt mit knospenden Bäumen, den ersten Blüten des Frühlings... Planlos hatten wir auf unserem Nachmittagsspaziergang vorerst den Kai besucht, um die alte liebe Donau zu grüßen. Und nun weist uns die wunderschöne Burg, das hochragende Häusergewirr Ofens das Ziel.

Auf der Brücke bleiben wir stehen und sehen zur Donau hinab. Oststrom — nun hast du die Erfüllung gefunden! Mit geöffneten Armen empfängt dich die stolze Stadt, gibt sich dir zu eigen, während Wien, dem du durch die bräutlichen Gärten der blühenden Wachau so sehnsüchtig entgegengeeilt, trotzig abseits deiner Ufer blieb... Hier aber freut sich der alte Danubius des köstlichen Besitzes. Kraftvoll weitet der Strom die kristallinen Glieder und alle Schönheit nimmt er freudig in sich auf. Stolz grüßt

der Wunderbau des Parlaments; stramm steht die lange Reihe der Paläste und unzählige kleine Schiffe haben sich dir ganz geschenkt und wiegen sich in deinen Armen.

Die stillen Straßen Ofens haben uns aufgenommen. Manches alte, liebe Haus steht am Wege, prunkvolle Paläste träumen mit verschlossenen Toren, und dort hängt ein blühender Fliederzweig über die Mauer eines verborgenen Gartens... Aber wir wollen das Büchlein, das uns fürsorgliche Freunde als Führer mitgegeben, nicht zu Rate ziehen. Wir brauchen nicht zu wissen, welches Ministerialgebäude dieses, welches Palais jenes ist, wer das Reiterbild hier geschaffen und die Kirche renoviert. Wir wollen das Bild dieser engen Gassen und schweigenden Plätze, die köstliche Architektur der Basteien, die klaren Linien feingliederter Türmchen, Zinnen und Rondelle im stummen Genießen in uns aufnehmen und durch Namen und Zahlen nicht den zarten Stimmungsdust verträumter Bornehmheit, der Ofen erfüllt, verstreuen.

Langsam durchschreiten wir den Burghof. Rosig schimmernde Zweige schaukeln im Sonnenglast, — der Frühling öffnet das Tor und führt uns in den Garten. Setzt, wo tausend Knospen der Erfüllung entgegendrängen und die Verheißung künftigen Blühens die Natur umfließt, ist just die rechte Zeit, diese unvergleichlichen, dem Felsen abgerungenen Anlagen zu besuchen. Jeder Schritt schenkt ein neues Bild. Hier ein weiß blühendes Gebüsch, ein Tulpenbaum, eine hohe Föhre, deren Zweige sich dunkel von den duffigen, aus Sonnenstrahlen gewobenen Schleiern abheben, die die Ferne verhüllen. Weiches Licht liegt auf den stillen Wegen... Wir stehen vor einer langgestreckten Glasgalerie; Stufen führen auf eine ebene Promenade. Hier pflegt der König gern die Stunden der Erholung zu verbringen. Und dieser einsame, hoch über der Niederung stehende, von goldenem Glanz überstrahlte Weg wird zum Symbol...

An die steinerne Balustrade gelehnt, blicken wir gedankenverloren auf Budapest hinab. Die Sonne beginnt sich zu neigen; rosig fließt ihr letztes Leuchten über die Donau, das weitgedehnte Häusergewirr. Und da ich auf

die flimmernde Lichtbrücke sehe, die Himmel und Erde verbindet, ist es mir, als grüßten geliebte Schatten mit tausend strahlenden Lanzen die Vaterstadt. Ich mußte der Selben von Limanowa, Uzoj und Sabac gedenken, der unzähligen todesmutigen herrlichen Söhne dieses Volkes, die jubelnd ihr Leben ließen, die lächelnd starben, die Heimaterde zu schützen...

Ein leichter Wind weht vom Bloßberg herüber, die Sonne versinkt und am Donaukai flammen die ersten Lichter auf.

Im Tiergarten.

„Tirili, die schöne, die selige, die grüne Zeit ist da,“ jubelte ein Fink, der in den Tiergarten geflogen kam. „Tirili —“ und weg war er, wieder verschwunden in dem Blättergewirr des Stadtwaldchens. Löwen und Tiger, Nilpferd und Elefant, die kleinen Affen und die langen Giraffen, alle hatten sie den Ruf vernommen. Aber es schlich sich keine Freiheitssehnsucht in ihre Herzen. Wo konnte es ihnen besser ergehen als hier! Nur ein alter Rafadu, der stumm auf seinem Platz unter den Bäumen hockte, blickte dem Frühlingsjäger verdrießlich nach. Er langweilte sich fürchterlich, so daß er aus Mißmut bereits die schönsten Brustfedern sich ausgerissen hatte. Ich trat näher und wollte ihm eine Haselnuß schenken; aber er schnarrte mich empört an, denn er haßt die Menschen. Die Flamingos beim Teich schienen sanfter gestimmt. Das warme Sonnenlicht schmeichelte sich in ihre Vogelherzen, und nun gaben sie ihrer zufriedenen Stimmung in zierlichen Attitüden Ausdruck! Wie rosige Ballettmädchen standen sie auf einem Bein und verdrehten schmachend die Köpfe. „Pfui — wie häßlich, wenn man den Hals wie eine Schleife winden kann,“ schnatterten neidisch die Enten. Die Fischreier blickten hochmütig; sie verachteten die kleinen fetten Entlein, die stets über etwas zu gackern hatten und auf kurzen Beinen watschelten. Immerhin aber schien das ganze Vogelvolk an diesem wunderschönen Morgen sichtlich vergnügt; es plätscherte im Wasser, sonnte das Gefieder, und die Weibchen fühlten sich seltsam bewegt und dachten ans Eierlegen.

Eine Menagerie zu besuchen, ist für den Tierfreund zumeist eine mißliche Sache. Hier aber fällt das drückende Gefühl, schuldlose Geschöpfe zu lebenslänglicher Haft verurteilt zu sehen, weg. Hier hat feines Verständnis ein Paradies geschaffen, wo die Tiere sich bei stets gefüllten Futternapfen frei wähnen mögen. Die Erfahrung lehrt, daß die Begierde, in die Weite zu schweifen, bei freilebenden Tieren stets nur durch den Hunger und die Liebe geleitet wird, und ich glaube kaum, daß das Löwenpaar hier in seinem wunderbaren Felsengebiet besonders erfreut wäre, sich plötzlich irgendwo in die afrikanische Wüste versetzt zu sehen. Träg liegt die Löwin, mit dem Rücken an die besonnte Felswand gedrückt, im warmen Sand. Ihr Gatte schreitet ruhelos und, wie es scheint, etwas verstimmt längs des Abschlußgrabens auf und ab. Immer wieder blickt er zu ihr hinüber: Das Bläckchen dort — herrlich wie kein anderes . . . Ist er hier nicht der Herr?! Er hebt gebieterisch das Haupt, tritt auf die Gessonsin zu und will sie verdrängen. Aber fauchend fährt die Löwin auf und flugs hat der Gatte einen derben Prankenschlag erhalten. Eine junge Frau neben mir lacht leise und zieht gewandt eine Lehre daraus: „Das werd ich nächstens auch so machen, wenn ich nach dem Essen auf dem Divan lieg“, lacht sie ihrem Gatten zu.

Im ruhigen Schreiten besuchen wir den Tiger und die Eisbären, stattdem Gürteltier und dem Krokodil einen Besuch ab, belächeln die Affen und sind enttäuscht, daß Jónas, das Nilpferd, sich durchaus nicht aus dem Wasser erheben will, trotzdem ich ihm bereits zwei Päckchen mit Lederbissen zugeworfen habe. Verächtlich blinzelt es auf die Gaben. Nichts wünschen und sorgen, nichts denken, faul in der Sonne liegen . . . Wer taucht mit diesem zufriedenen Dickwanst, dem das Behagen aus den kleinen Neuglein glänzt . . .

Siam, der Elefant nebenan, hat sich noch nicht zu solch kunstloser Philosophie durchgerungen. Mit erhobnem Rüssel steht er bittend da und aus seinem breiten Angesicht spricht eine stumme Klage: „Welch ein Geiz — Welch schwere Zeiten! . . . Liebt mich denn niemand mehr?“ Ich kann nicht widerstehen und will eben für zehn Heller

eine Futterdiäte erwerben, als Siam kurz entschlossen mir das Geldstück aus der Hand reißt. Eilig stampft er zu seinem Wärter. Siam ist ein Cavalier, Siam kaufst sich, was er will! . . . Und schon trottet er bettelnd zu einem neu hinzugetretenen Bewunderer. „Geld! Heiliger Brahma, heutzutage braucht man Geld — immer wieder Geld . . .“

Ein herziges Jdyll entschädigt uns für die habgierige Klugheit des mit dem Zeitgeist schreitenden Elefanten. Voll altruischem Mitleid säugt eine brave Sündin allerliebste neugeborene Löwentindchen. Lüsternd drücken die Kleinen ihre weichen Gesichtchen an die lebenspendende Brust der Amme. Und die Gute läßt zärtlich die kugelrunden Körperchen und ahnt nicht, wie wenig Freude sie an ihren Pflegekindern erleben wird.

In der Werkstätte des Krieges.

Grelle Wirklichkeitsbilder flammen uns entgegen, als wir, nach eiliger Autofahrt auf der Insel Osepel angelangt, die Werke betreten, wo eine Arbeiterarmee unermüdet im Dienste steht, Waffen zu schmieden, die die eiserne Zeit uns in die Hand drückt. An Ausdehnung einer kleinen Stadt gleichend, von einem Wald rauchender Essen überragt, erheben sich die mächtigen Industrieanlagen an dem Ufer der breitfließenden Donau.

Das Feuer regiert in diesem Haus der Gluten. Allerorten züngelt es auf, füllt mit lohendem Schein die langgestreckten, von Eisen und Beton getragenen Hallen, und tausend Maschinen heulen im wilden Chor . . . Eben soll einer der mächtigen Martinöfen angestochen werden. Durch blaugefärbte Gläser blicken wir für einen Augenblick in den weißglühenden, wallenden, brodelnden Höllenschlund. Das Roheisen, all die fein abgewogenen und einer genauen Vorschrift gemäß zusammengesetzten Metalle sind geschmolzen; — der Guß kann beginnen . . . Ein paar Minuten der Erwartung — bis endlich ein leuchtender Funkenregen aus dem geöffneten Maul des Hochofens bricht. Blizende Kaskaden sprühen zur Höhe, hüllen den kolossalen Ofen in funkelnde Schleier, und weiß leuchtend in sengender Helle ergießt sich das geschmolzene

Metall in die mächtige Pfanne, um von dort die Kokillen zu füllen. Nichts kann sich der Pracht dieses breit fließenden, dicken Strahls vergleichen. Es ist keine Farbe, das ist flutendes, glühendes, strahlendes Licht.

Ein Stückchen Weges weiter sehen wir, wie die aus den Gußformen gelösten und neu erhitzten Stahlblöcke in Feuer und Glut ihrer Bestimmung entgegengeführt werden. Von Funken umtanzt, schier einem dämonischen Urwelttier gleichend, empfängt die riesengroße Maschine mit stählernen Klammern den glühenden Block. Langsam senkt sich der wichtige Stempel, bohrt sich mit ungeheurer Kraft in die Stahlmasse ein und formt sie allmählich zu einem 30.5-Zentimeter-Geschoß. Und in dem wütenden Knirschen, dem ächzenden Heulen, das die Geburt des künftigen Todesboten begleitet, singt bereits die Melodie der Zukunft, da Panzertürme und Zitadellen — Ewigkeitsbauten — wie Kartenhäuser unter der zerstörenden Wirkung dieses bestenden Stahlzylinders in sich zusammenstürzen werden.

Im Nebensaal knirschen die Drehbänke. In unabsehbarer Reihe stehen die Maschinen und jede hält ein Geschoß mit stählernen Häuten fest. Rasend schnurren die Räder, fliegen die Stahlspäne, bis spiegelnd in strahlender Glätte die wohlbekanntem Zylinder zur Füllung bereit liegen. . . . Und wir sehen auf unserer stundenlangen Wanderung Hallen, in denen die ungeheure Menge surrender Treibriemen wie die Wellen eines Meeres vor unseren Augen wogen und wallen. Und wieder Maschinenhallen . . . Heulen, Fauchen, Surren, Sausen, lodernde Flammen, wirbelnde Funken, qualmender Dunst und grelles Feuer. Unabhängig von jeder Einfuhr werden hier alltäglich unzählige Mengen Waffen geschmiedet. Unseren Feinden zum Verderben, unserer heiligen Sache zum Heil. In unbefiegbarem Heldenmut und unerschöpflicher Volkskraft sehen wir dem Ende des Schicksalskampfes entgegen. Und in dem brausenden Lied der Arbeit, das uns hier umflügel, das in gleicher Kraft und Stärke unser ganzes Vaterland durchtönt, klingen heute schon ahnend die Stimmen der Zukunft mit: Siegesfanfaren — das heilige Läuten der Friedensglocken.